

# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Sonnabend, den 16. Juny 1832.

72

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Motenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M. dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey F. Stank's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Eine Nacht im Hauptquartier Speßbacher's.

Als ich in Salzburg aus dem Munde der zartfühligen Frau des Dichters Aloys Weissenbach das herrliche, leider so wenig gekannte, malerische Gedicht: der Untersberg hörte, trat mir aus einer der Schlussstrophen mit Klarheit die Katastrophe entgegen. Ich sah im Jahre 1810, unbefangnen, kindlichen Gemüthes im Schlachtgemälde des Tyroler Varden, dem Kraft und Phantastie, Gedankenfülle und Blut der Gefühle eine bedeutende Stelle unter Deutschlands Dichtern ohne Widerrede einräumen, den Wendepunct — die Peripetie des Dramas, und erinnerte im Jahre 1812 und 1813 öfters meine Freunde an jene Stelle, welche ein wahres Vaticinium war. So bestätigt sich's durch die That auch in unserm modernen Zeitalter, daß der Dichter die Zukunft nicht nur ahnet, dunkel erschaut, sondern im tiefsten Hintergrunde wie ein Seher belauscht und ihre Thaten in Bildern vorherkündet. — Doch, ich lenke ein vom nichtigen Raisonnement zu meiner Skizze, die in diesen Blättern an Tage erinnert, welche den Mann wie die zartgebildete Dame nicht ohne Theilnahme lassen werden!

Zwey riesige Tyroler begleiteten mich und meinen Freund Kovara, einen jovialen Pustertthaler, von der sogenannten Wegscheid bis zum Hauptquartier in Melleck. Diese bewaffnete Begleitung hatte eben kein gastfreundliches Aussehen; sie war keine complimenteuse Promenade, kein gefälliges Geleit, das dem Fremden willkommen ist und ihm den einsamen, schauerlichen Weg erleichtert. Wir nahmen sie lange für eine Gefälligkeit, ja sogar für einen Schutz durch die an der Heerstraße links und rechts gelagerten Kämpen, die uns oft trohige Blicke zuwarfen, und sich an unsern leichtsinnigen, frohen, sorglosen Aufblicken ärgerten. Auf der Höhe der Hohenrißfeucht, merkwürdig durch den Kampf der Tyroler und salzburgischen Gebirgsschützen in der Christnacht des Jahres 1800, wo ein Detachement Franzosen durch jene Engpässe an der Saale durch das Losenthal eindringen wollte und geschlagen wurde, trafen wir ein lustiges Feldlager auf schmalem Terrain. Zerstreute Wein- und Bierfässer, entweder einzeln, ihres Gehaltes ledig, unter Stauden ruhend, oder in Pyramiden aufgethürmt, verschiedene Kochgeräthschaften und Gestelle wie bunter

Wir war durch einander, gaben uns das Bild eines kleinen Lagers, wo neben dem Genuße der Kriegsgott stürmisch waltet. Manche kleine Hütte, aus Gebüsche und grünen Zweigen und umlaubten Ästen flüchtig erbaut, verschloß einige Schützen, die entweder auf die Arme gestützt schlummerten, oder in traulichen Mittheilungen das Hütchen hervorrückten, das Kinn auf die mächtige Säule stemmen, und sich über die kriegerischen Ereignisse des Tages unterhielten.

Mitten auf dem grünen Plateau, dessen Abhang Fichten und Buchen und dichtes Gebüsche begrenzen, standen bey unserer Ankunft große Tische, neben diesen einige hölzerne Stühle. Es war ein großes Gedränge. Die verschiedenen Dialekte aus den Gauen Tyrols und Salzburgs, der Anblick der bunten Costüme und emsigen Thätigkeit an den Brustwehren und Verschanzungen machten auf uns einen seltsamen Eindruck. Dort tönten einige dumpfe Citherklänge aus dunklem Gebüsche, hier pffiff ein derbkräftiger Passeyer ein Liedchen. Diese contrastirenden Gruppierungen hätten einen gewandten Pinsel gebraucht, um sie der Nachwelt im lebendigen Farbenspiele zu überliefern. Die Escorte führte uns mitten unter diese kampflustigen Schaaren. Trotz und Mißtrauen, stolzes Selbstgefühl und Muth, Verachtung und Zorn, heitere Lebenslust und Kühne Zuversicht traten uns im wunderfamsten Gemische auf den kriegerischen Gesichtern entgegen.

Man darf es nicht verschweigen, daß Unzufriedenheit, Kummer und Sehnsucht auf mancher Stirne zu lesen waren, die Ungewißheit des Ausganges, das Schwanken der Wagschale an den Ufern der Donau, wo Osterreich und Frankreich große Thaten des Heldenthums übten, bemächtigte sich vieler Gemüther, so mächtig die Flamme der Begeisterung bey dem größern Theile der Kämpfer war, so ungeschwächt sie aufschlug und die Gleichgültigen selbst erwarnte. Ein junger Mann, hoch und stämmig, in einen hellblauen Mantel gehüllt, die Mitte mit einem Säbel umgürtet, trat uns entgegen. Er führte ein spanisches Rohr in der Rechten, das er immer schwang. Es war ein Ulysses mit dem Feldherrnstabe. Diese schöne, blühende Hochgestalt voll Kraft imponirte uns nicht wenig. Er stellte verschiedene Fragen an uns. Wir erkannten aus seinem Dialekte den Zillerthaler an ihm. Wir standen jeder barschen Frage Rede; wir faßten unsere Antworten eben so bündig. Als wir ihm aber verkündeten, der Friede sey eingeleitet, erglühete der Zorn auf seiner Stirne, welche blonde Locken umfloss. Er verwies uns mit bitteren Bemerkungen diese unwillkommene Nachricht, er hielt sie für eine Finte, und uns, da wir mit Nachdruck darauf bestanden, für Spione. Seine Stentorstimme rief die übrigen Schaaren herbey. Sie horchten mit gespannter Neugierde dieser Verhandlung zu, die eher einem Verhöre glich; wir sahen uns bald von einem ungeheuren Kreise umschlossen, und immer näher an den Tisch hingedrängt, hinter welchem der zürnende Hauptmann mit uns rechtete. Wir bemühten uns, ihm die Mißverständnisse zu nehmen, welche der Argwohn in ihm erzeugt hatte, und beschwichtigten die Aufregungen, die sich schnell den Umgebungen mitgetheilt hatten. Wir beehrten einen Labetrunk, zogen die Börse aus der Tasche, und der begütigte Capitän ließ uns einen Krug Bier reichen, das uns ein Tyroler, der unter dem Gebüsche seinen Keller aufschlug, gegen baare Bezahlung bot. Wir fühlten die wohlthätige Wirkung des Gerstensaftes, denn wir waren ganz erschöpft, indem wir die benachbarten Berge, von heißer Sehnsucht nach den vaterländischen Thälern getrieben, mit großer Anstrengung überstiegen hatten.

Der besänftigten, freundlichen Miene des Hauptmanns vertrauend, wollten wir unsere Reise weiter verfolgen — wir nahmen Abschied und — sahen uns plötzlich in der Mitte einer neuen Escorte, welche bewaffnet mit Stuken uns vom Kopfe bis zum Fuße bedächtig maß. „Haltet,“ rief der Hauptmann, und winkte die beyden Schützen, die unser Geleite seyn sollten, zu sich, flüsterte ihnen geheimnißvoll in die Ohren und kehrte uns den Rücken. Nun ward es uns ganz klar, daß wir seiner besondern Aufmerksamkeit uns würdig machten, daß wir, die unbefangenen, redlichen Wanderer, als geheime Emissäre einer feindlichen Macht galten, und dem strengsten Verwahr übergeben wurden.

Das Bewußtseyn unserer Unschuld kämpfte schnell jede Besorgniß nieder; schnell heiterten sich wieder unsere Blicke auf, wir schritten munter und leichtsinnig in der Mitte der Begleitung, und unterhielten uns mit ihr über die Schlachten und Kämpfe. Diese Escorte behandelte uns schon freundlicher, und es gelang uns, sie vollkommen über den Zweck unserer Reise zu verständigen. So erreichten wir Melleck, den Sitz des Speckbacher'schen Hauptquartiers.

Die Abendsonne röthete die fernen Almen, Höhen und Bergkuppen, und ihre letzten Strahlen weilten über dem in der einsamen Tiefe hingebreiteten, von der rauschenden Saale durchfluteten Thalgrunde. Wir hatten Melleck erreicht, das auf der äußersten Spitze der Straße nach Tyrol wie ein Castell dassteht. Hier trafen wir wieder neue Bewegung und Thätigkeit. Vorposten waren ringsum aufgestellt, und das schauerliche Bild der von Bergen umschlossenen Gegend, in friedlichen Zeiten oft belebt durch Tanz und Musik und den Transtohandel nach Italien, vermehrte die unheimlichen Empfindungen, die unsere nicht ganz unzweydeutige Lage in uns hervorgebracht hatte. Wir erfuhren, daß hier der Obercommandant von Tyrol, wie sich Speckbacher selbst unterzeichnete, sein Hauptquartier habe, und wollten dem schönen, geräumigen Wirthshause zuweilen. Allein die Escorte hielt uns zurück, sie bezeichnete uns mit gemessenem, gebieterischen Tone das kleinere Haus, das neben dem größern durch eine gastliche Physiognomie sich recht freundlich ausnahm. Wir gingen die schmale Treppe hinauf, immer noch unter der strengen Obhut unserer Sauvogarde, die uns sehr unbequem immer an der Seite stand, und mußten uns durch das Gedränge der Ab- und Zugehenden durchkämpfen, denn der Obercommandant wußte seine Umgebungen rastlos zu beschäftigen. Einer der uns begleitenden Schützen trat vor, da wir an die Thüre des Tyrolerhauptlings kamen, öffnete sie, und wir traten über die für uns bedeutsame Schwelle. Da kam uns im schmalen Zimmer, das zugleich dem Obercommandanten als Wohnung und als Kriegskanzley diente, eine große, hagere, aber derbe Gestalt entgegen. Wir erkannten sogleich aus seiner Uniform, die einzige, welche sichtbar war, den Chef. Die Adlernase des ernstesten Mannes, die starken, schwarzen Augenbraunen, das dunkle aber glühende Augenpaar, die Gehorsam gebietende Stirne, und die stolze Haltung der ganzen kriegerischen Figur, flößten uns Achtung ein.

„Wer seyd Ihr?“ fragte er barsch und bündig, nahm unsere Pässe, blickte sie flüchtig durch, und legte sie auf sein Schreibpult, ohne noch eine Sylbe mehr an uns zu verlieren. Das finstere Aussehen dieses Mannes, der eben nicht wohlklingende Klang seiner kurzen Anrede und das etwas Unheimliche seiner Persönlichkeit versetzte uns in eine unbehagliche Lage. So schnell wir von ihm abgefertigt wurden, so wenig wir seine Aufmerksamkeit erregten,

um so hastiger und neugieriger drängte sich vor Allen der Chef der Kriegskanzley, wie sie das kleine Locale selbst nannten, auf uns her. Eine magere, flüchtige, bleiche, hochwangige Gestalt, voll Beweglichkeit, voll geschmeidiger, einschmeichelnder Manier, aber scharfbemessenden Aussehens, kurz, die schnell überschauende Gewandtheit eines klugen Bureaukraten prägte sich in diesem Manne aus in dem bekannten *Donay*. So gern mein Begleiter jede Frage beantwortete, so leicht er sich in den unermüdlischen Mann fand, so schwer lastete die ganze Umgebung, das ungewöhnlich Herrische in Geberde und Wort auf mir, der wenig disponirt war, das zu recapituliren, was bey dem Hauptmann im blauen Mantel in den Wind geredet wurde. Nach dieser Exposition traten immer mehr Figuren aus dem Hintergrunde dieses historisch merkwürdigen Raumes hervor. Ich erkannte in diesem bunten Gedränge bekannte Gestalten. Bürger aus Hopfengarten, aus Zell im Zillerthale, aus Hall, spielten hier eine ansehnliche Rolle, uns umtönten abwechselnd die Dialekte des *Inn*, der *Ziller*, der *Ettsch*, des *Fauven* und des hohen *Salzen* im malerischen *Wirnerthale*; eine große Gruppe aus den buntesten Gruppierungen in diesem beschränkten Locale, wo man kaum mehr zu athmen vermochte.

Die Nationaltrachten, die verschiedenen Kopfbedeckungen und extemporirten Bewaffnungen boten ein interessantes Schauspiel dar. Ich war ganz ins Anschauen versunken, ich war nur damit beschäftigt, die auffallenden, charakteristischen Gesichtszüge zu lesen, und mir ein festes Bild dieser Bewegung, dieser kriegerischen Rührigkeit, dieser begeisterten, thatkräftigen Einmüthigkeit zu entwerfen. Bald umstanden mich einige Häuptlinge und suchten mich durch muntere Anreden aus meinen Träumen zu wecken.

Mein Gefährte hatte sich inzwischen mit dem Kanzleychef in Gespräche verloren und sich sein vollstes Zutrauen erworben. Eingepreßt in diese tumultuarische Masse, sehnte ich mich nach einem Stuhle, um ausruhen zu können.

Die Vorbereitungen zu einer Unterhandlung am Fuße der Wegscheide — in der Nähe des schauerlichen Nesselgrabens, aus dessen Tiefe die Sohle heraufbraust — zerstreuten endlich die Gebirgsmannen und der stürmischen Flut folgte eine Ebbe, die uns Beyden nur sehr erwünscht war. Eine neue Scene überraschte uns; ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren trat herein, nahm einen Stuhl an der Seite seines Vaters, der ruhig und sinnend da saß, setzte sich darauf und musterte uns mit stolzem Blicke. Er hatte einen Officiersdegen um die Mitte geschnallt, der ihm besonders viel Vergnügen machte. Diese jugendliche Keckheit, dieser unschuldige Trog, den Blick und Geberde verkündeten, lenkten meine Aufmerksamkeit auf diesen Knaben, der mit den Gefahren des Krieges, mit dem Sturme der Zeit sehr vertraut schien. Immer spielte er mit dem Degen, stützte die Arme darauf, oder zog die Klinge halb aus der Scheide, als wollte er sich ihrer Schärfe versichern. Ein junger Kämpfe, aufblühend im munteren beweglichen Kinde, das zu großen Hoffnungen berechtigte. — Seltsames Spiel der Ereignisse! Wir sahen diesen Knaben im Jahre 1812 in einem trefflichen Institute zu München, als er gerade mit einer Zeichnung beschäftigt war, und ganz in sich verschlossen emsig den Crayon führte! —

Hätten wir nicht durch eine unwillkürliche Vergleichung den Vater dieses jungen Laien entdeckt: nie wäre uns an jenem Abende des Octobers 1809 derselbe bekannt worden, denn keine zärtliche Neigung in wechselseitigen Äußerungen schien der Ernst des Zeitpunctes zu gestatten, wir fanden selbst den Sohn

des Obercommandanten Joseph Speckbacher, und ein junger Mann, feiner Gesittung, voll geschmeidiger Manieren, der aus der Tiefe des düster beleuchteten Zimmers auf uns zuging, bestätigte uns, daß dieser Knabe der Sohn Speckbacher's war. Diese neue Erscheinung, dieser wohlgestaltete Tyroler, der uns durch seine moderne, elegante Kleidung eben so sehr auffiel als angenehm überraschte, war ein Kaufmann, der einige Monate früher zu Bordeaux in Frankreich in einem angesehenen Hause stand, und mit seltener Gewandtheit und Reinheit die französische Sprache redete. Die einzige wirthliche Gestalt, der wir uns und den Plan unserer Reise vertrauen konnten, die einzige fühlende Seele, die mit uns sympathisirte und für unsere Verpflegung Sorge trug! — Plötzlich erhob sich eine allgemeine Bewegung. Speckbacher ertheilte Befehle, die Untercommandanten gaben sich geheimnißvolle Winke, sie entfernten sich mit ihm ohne Geräusch, stiegen mit ihm zu Pferde — Speckbacher ragte hoch über sie hinaus, er gab seinem Rappen die Sporen, die Hufe schlugen mächtig das Pflaster, die Funken stoben auf, und der Ritt eilte über die Hoherißfeucht hinaus, wo ein feindlicher Major sie zur Unterredung erwartet hatte. Nun herrschte eine ernste Stille, die wir in leisen Gesprächen mit dem jungen uns befreundeten Kaufmann unterbrachen. Wir baten um eine Lagerstätte. Man wies uns ein düsterbeleuchtetes Kämmerlein an, wo auf dem Stroh Gefangene lagerten. In einer Ecke saßen um ein rundes Tischchen einige Soldaten, die sich mit Kartenspiel die Nacht verkürzten. Unser Schicksal war noch zweifelhaft — aber unsere Sache gut und redlich!

U. J. B.

### Nina's Abschied.

Am 1. May 1832.

Es blüht der erste Tag des Maymonds nieder,  
Und freudig grüßt ihn jede heit're Brust;  
Es kehrt der Lenz mit seinen Freuden wieder,  
Verjüngt die Erde, schmücket sie zur Lust.  
Und aus den Knospen bricht hervor die Blüthe,  
Und frisches Grün färbt wieder Busch und Baum,  
So freudig mit erheitertem Gemüthe  
Blickt jedes Aug' zum blauen Himmelsraum.

Wie schön sind sie, der lieben Heimat Fluren,  
Wie heiter, hochbeglückt und segensreich!  
Ja, überall sieht man des Friedens Spuren,  
Wie herrlich bist du liebes Osterreich!  
Ja, dich regiert ein Fürst mit Watermilde,  
Seit vierzig Jahren immer gleich gesinnt:  
Gerechtigkeit strahlt hell an Habsburg's Schild,  
Und jeder Untertan dünkt sich sein Kind!

O Osterreich! wie bist du reich an Freuden!  
O Waterland! wie bist du doch so schön!  
Und schmerzlich bange fragt das Herz beim Scheiden:  
Werd' ich die Heimat nimmer wiederseh'n?  
So lebe wohl! mit glühend heißen Thränen  
Ruf ich dies Wort, mit schmerzlich bangem Blick,  
Wie oft werd' ich mich nach der Heimat sehnen,  
Selbst in der Liebe seelenvollem Blick!

Hier strahlte mir zum ersten Mal die Sonne,  
Hier habe ich das Licht der Welt geseh'n,  
Hier lachte mir der frohen Kindheit Wonne,  
Hier schwand die erste Jugend hold und schön;  
Hier — weisen Alle, die dem Herzen theuer,  
Hier ist das stille, heil'ge Waterhaus!  
Und ach! selbst Hymens schöne, süße Feyer  
Löscht die Erinnerungen niemals aus.

O lebet wohl! ihr vaterländ'schen Auen!  
 O lebe wohl! du heimatlicher Herd!  
 Oft werd' ich noch mit Sehnsucht nach euch schauen.  
 Lebt alle wohl, die meinem Herzen werth!  
 Lebt wohl, Ihr, denen ich verdant' das Leben,  
 Und mehr noch, meines Lebens schönstes Glück!  
 Ihr habt den theuren Vatten mir gegeben,  
 Und scheidend dankt Euch noch mein feuchter Blick.

Lebt wohl, Geschwister, Freunde, theure Wesen!  
 Ach! Euer Herz schlug einst für mich so warm.  
 Mögt Ihr den Dank in meinen Thränen lesen,  
 Trost find' ich nur in treuer Liebe Arm!  
 Nur Er, den alle, die ihn kennen, schätzen,  
 Er, der mir über Alles theuer ist,  
 Er kann allein mir alles das ersetzen,  
 Was noch mein Herz nicht ohne Schmerz vermisst.

Lebt alle wohl! oft wird in stillen Stunden  
 Zu Euch sich wenden meine Phantasie,  
 Der ersten Jugend seelenvolle Stunden  
 Berrauschen selbst im Strom des Lebens nie;  
 Ich werde treulich derer immer denken,  
 Die ich geliebt, verehret und gekannt!  
 Mögt Ihr mir der Erin'nung Blüthe schenken,  
 Vergesst mich nicht, in fernem Vaterland!

### Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Ende April 1832.

In Blüten und Blättern prangen nun schon Gebüsch und Bäume unserer Umgebung, die mit zu den schönsten deutscher Städte zu zählen ist, und wenn wir in dieser Hinsicht ausrufen: „Es gibt nur ein Hamburg!“ so haben wir ein volles Recht dazu. Kein Wunder, daß jedes warme Lüftchen benützt wird, aus den Thoren zu eilen. Jetzt aber, da die Spaziergänge auf den Wällen bereits hin und wieder Schatten versprechen, werden diese von Jung und Alt aufgesucht, und man nimmt, was sonst der Mensch selten thut, das nahe Gute gern für das entferntere. Die Anlagen auf dem ehemaligen Festungswall, bestritten durch eine selbst aufgelegte allgemeine Steuer, sind der Stolz und die Freude der hiesigen Bevölkerung. Alles, was wir sich entwickeln sehen, wird unser Interesse lebhafter in Anspruch nehmen, als das früher Unbekannte, welches uns vollkommen entwickelt entgegentritt. Die herrlichen Parkalleen und die unvergleichliche Parthie des Stintfangs an der Elbe sind uns theuer, wie gutgeartete Jünglinge, welche man als Kinder gekannt hat. Wir ergöhen uns zärtlich an dem allmätigen Heranbilden, da wir ja sämmtlich Theil haben an der Erziehung und für die Jöglinge seit Jahren gern das Schulgeld bezahlen. Diese allgemeine Interesse steht auch zu gleicher Zeit Schildwache vor den Blumengebüsch und Sträuchen und wehrt den losen Abreißern und Verderbern; ein Geschäft, welches, wenn man es wirklichen Wächtern allein anvertrauen müßte, bey der zukünftigen Ausdehnung der Parthien, eine Armee solcher Leute erforderte. Jeder betrachtet die Wallanlagen wie seinen eigenen Lust- und Schaugarten, wo man vernünftige Bewohner mit Vergnügen auf- und abwandeln sieht, wo jedoch gegen eigensüchtige oder böshafte Einschleicher, die Tausenden durch Abreißen die Freude des Anblicks verderben möchten, unachtsamliche Disciplin gehandhabt wird. So viele ordentliche Leute in den Alleen man sieht, so viele Eigenthümer freuen sich über das, was sie gepflanzt; und es hat noch kein Fremder, und wäre er noch so sehr in patriotischem Vorurtheil befangen, die Anlage hinter dem Elbpavillon nach dem Hafen hin betreten, ohne seine Bewunderung dieser reizenden Stelle zu erkennen zu geben. Schade nur, daß die Bänke durch Kindsfrauen, die es mit der Keuschheit eben nicht ängstlich nehmen, so unsäher gemacht werden. Allerdings sind die öffentlichen Spaziergänge allen Ständen zu ihrem Vergnügen gewidmet, doch ließe sich von Seiten der Herrschaften wohl auf einige Bescheidenheit ihrer Kinderwärterinnen halten, damit nicht die Bänke, welche jetzt oft als förmliche noli me tangere dastehen, anstatt zum Ausruhen einzuladen, zum eiligsten Vorübergehen antreiben. Wenn alle Stände sich in unsern Anlagen ergöhen sollen, so muß der sehr achtungswerthe Stand der Kindsweiber sich weniger lässig zeigen und der Stand der Bettler allda etwas mehr im Jügel gehalten werden. Der Stand

der Armenwächter findet wahrscheinlich zu wenig Vergnügen in den Seitengängen, sonst würden die Weiber zwischen dem Mühlens- und Dammtbor auf den Bänken nicht ordentliche Hauptquartiere errichten können, von wo aus sie die Kinder als Tirailleurs unsere Bänke mit Lamento's und Mitlaufen beschießen lassen. In der Nähe des Mühlenthores ist die Betteley besonders lästig; wahrscheinlich wegen der Nähe des fremden Gebiets — die Dänen sind dort so nahe Nachbarn, daß man in Hamburg sich einseifen und auf dänischem Gebiete sich rasiren lassen kann, ohne das Trockenwerden der Seife zu befürchten. Diese Nähe der Stadt Altona (alkunah!) hat viel Unangenehmes für den Gebildeten, aber für die geringere Classe ist sie eine wahre Gefahrsklippe wegen der zahllosen Collecten der kleinen Lotterie, die mit großen, öffentlich angeschlagenen Gewinnen zum Einfah locken und den armen Tagwerker so verblenden, daß er seinen letzten Schilling dem Ungeheuer Spiel in den Karten wirft. Das Collectiren ist auf unserm Territorio streng verpönt und wird auch wohl durch die Wachsamkeit unserer thätigen Polizei hintertrieben; das heimliche Sezen aber (auch dieses ist verboten) kann nicht füglich gehindert werden, da als Sonntagspaziergänger ganze Schaaren von Hamburgern nach Altona ziehen, wo dann gewöhnlich einige Geldstücke zwischen den faustgroßen Zahlen der Collectur hängen bleiben. An dem Thore, welches das Hamburger Gebiet vom Altonaer scheidet, haben sich die Letztern besonders eingenistet, recht wie die Spinnen ihre Neze ausgespannt an Orten, wo starke Fliegenpassage Statt findet; es mag sich darin schon mancher Arme matt gezappelt haben. Der Verkehr zwischen hier und Altona ist jezt besonders lebhaft, da in der Nachbarschaft die Kunstausstellung geöffnet ist, wo der Gemäldefreund eine reiche Ausbeute an Oelbildern vorfindet. Leider ist das Locale so sehr beschränkt, daß die Gemälde wie Häringe in einer Tonne eingeschichtet werden mußten und man mit aller Mühe kaum einen Standpunct finden kann, von wo aus ein Bild ohne Klang, Schlaglicht oder lässe Reflexe sich ansehen läßt. An Landschaften haben die Niederländer die besten Werke geliefert, Gegenden mit großen architektonischen Massen finden wir vorzüglich ausgeführt von *Duaglio*. Ein vortreffliches Blumenstück vom Hamburger Maler *Vendixen* fiel mir ins Auge, auch einige sehr wadere Genrebilder von Dresdener Meistern sind mir nicht entgangen. Ich habe übrigens die Ausstellung zu wenig besucht, um ein begründetes Urtheil darüber abgeben zu können, weil der erste Anblick dieses Bildergewühls nichts weniger als vortheilhaft auf mich wirkte. Man sah die Gemälde vor Gemälden nicht, wie den Wald vor Bäumen, und der Kampf der Farben unter einander, die nichts Wichtigeres zu thun hatten, als einander todt zu schlagen, nahm mir die Ruhe, ohne welche Malerstücke nicht gewürdigt werden können. Dilettanten- und Schülerarbeiten sollten sich unter Verwandten bewundern lassen, nicht aber in einer öffentlichen Kunstausstellung, und dann noch dazu in solcher Masse vorhanden seyn, daß man in dem Kraut eine Stunde lang herumsuchen muß, bis man auf eine Blume stößt. Ich will Schülerversuche, nicht ganz ausgemerzt wissen, wenn sie ein offenes Taschentuch zeigen und der Ermunterung werth sind; sie sollen aber nicht — die Kinder — den Erwachsenen die Plätze wegnehmen und sich breit machen über die Gebühr. Da kommen aber die Betterschaften und Nüchternen, und Gott weiß was alles für — schaften und — sichten, welche die Ausstellungsthüren öffnen, wo sie doch geschlossen bleiben sollten, und das Publicum, welches sein Vergnügen recht anständig bezahlen muß, hat die Mühe, den Weizen von der Spreu zu säubern, wenn es dessen fähig ist — gewöhnlich aber kommt das Mittelmäßige, ja oft das Schlechte zu hohen Ehren, wenn es nur recht grell und imposant auftritt, und der Geschmack, den eine Ausstellung bilden soll, nimmt eine verkehrte Richtung.

Unser Theater recrutirt frisch darauf los, denn die Fronte hat durch Desertion bedeutende Lücken bekommen. Hr. und Mad. *Cornet* sind zwar nicht desertirt, aber nach Ablauf ihres Contractes zu dem herzoglich Braunschweig'schen Hoftheater abgegangen. Dafür ist nun Hr. *Rosner* mit seiner Gattinn eingetroffen, und hat sich bereits einige Male in Opern vor einer zahlreichen Versammlung hören lassen. Hr. *Rosner*, so viel wir bis jezt über ihn urtheilen können, ist im Besiz einer trefflichen Tenorsstimme, die jedoch einer sorgsamten Pflege ermangelt. Er hat einige hinreichend schöne Töne, seine Brusthöhe ist aber versungen oder nie ausgezeichnet gewesen. Die Art seines Vortrags ist der italienischen Schule entnommen, artet indessen manchmal in so starkes *tremulando* aus, daß man versucht wird, dieses für Schwäche zu nehmen. In Rossinischen Opern, namentlich im *Barbier* hat er sehr gefallen und das mit Recht — am wenigsten im *Faust*, wo er selbst nach der bekannten Chorarie, welche *Albert* mit so großer Wirkung singt, keinen Eindruck zu machen vermochte. Mad. *Rosner's* Stimme ist an sich ein wenig spiz; aber dafür so künstlerisch gebildet, daß man diesen

Mangel gern überhört. Ihre Geläufigkeit ist bewundernswürdig und ihr Triller von seltener Correctheit. Parthien, die stark colorirt sind, singt sie meisterhaft, und auch diejenigen, welche von geschmücktem Gesange nicht eben stark angezogen werden (ich gehöre ebenfalls darunter), können Mad. Rosner's Verzierungen ihren Beyfall nicht versagen, da sie dieselben mit einem Geschmac und einer Gewandtheit vorträgt, welche jeden Widerspruch besiegen. Mad. Rosner hat im Allgemeinen eine höhere Günst des hiesigen Publicums gewonnen, als Hr. Rosner, welches aber auch an temporären Einwirkungen, dem hiesigen sängerfeindlichen Klima und dergleichen liegen kann. Außer diesem Künstlerpaar sehen wir Hr. Föppel vom Casseler Hoftheater als Figaro in Rossini's Barber und Faust. Dieser Sänger hat einen angenehmen, gesunden und kräftigen Bariton, dem nur Wärme des Vortrags zu wünschen wäre. Er spricht sehr gut aus und spielt mit Leben. Seine Bewegung wird manchmal Beweglichkeit, ohne Action der Arme, sein Gang der pas accéléré der französischen Voltigeurs. Er hat sich übrigens als ein schätzbare Künstler bewährt, vorzüglich als Figaro, doch müssen wir auch der Urie im Faust volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie es das Publicum gethan hat. An Neuigkeiten sahen wir die Kreuzritter in Egypten, Oper von Meyer-Beer, die sehr gefiel, ohne jedoch bisher der Casse groß einzutragen. Die Oper gehört unstreitig zu den besten im modernen Style, darunter verstehe ich Rossini, Boyeldieu und Auber'sche Manier zusammengemischt. Doch leuchtet wohl zuweisen der ächte Funke daraus hervor und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der wackere Dichtler, wenn er bey seinem Schaffen das Auge mehr auf seine Landsleute als auf Italiener und Franzosen richten wollte, ein Werk voll deutscher Gemüthsstiefe hervorzubringen fähig ist, wodurch wir veranlaßt werden würden, seinen Namen stolz den gefeyerten Namen C. M. von Weber und Spöhr anzufügen. Fremde Lorbeern haben den Deutschen fremdem Geschmacks ganz hingegeben, und sein Blick scheint mit größerer Innigkeit auf Rossini's als auf Mozart's Büste zu ruhen; daher kommt es, daß seine Opern von uns Deutschen tüchtig applaudirt werden, wie die „Masaniello's“, „Zampa's“, „Maçon's“ u. s. w. aber nie so in unsere Seele hineinwachsen werden, wie „Freyschütz“, „Jessonda“, u. a. m., die wie die Eiche aus unserm kräftigen Boden hervorgegangen. Meyer-Beer wollen wir gern den Unfrigen nennen, und wir haben ein Recht dieß zu thun — strebe er bey einer zukünftigen Composition dahin, sich von der ausländischen Modemanier, die wahrscheinlich vorübergehend ist, wie Alles was man Mode nennen muß, loszureißen, er strebe auf Mozart'scher Bahn einherzutreten, und es wird ihm die Dauer deutscher Günst höher lohnen, als der flüchtige Jubel der Italiener und Franzosen, der heute vergöttert und morgen vergift! — Die Darstellung der Oper hier ist ausgezeichnet zu nennen und erstaunenswerth in Hinsicht dessen, was Mad. Hesse leistete, der man so selten eine erste Parthie anvertraut. Sie wurde mit Hr. Albert schon am Schluß des ersten Actes gerufen. Mad. Walker, deren Kränklichkeit leider noch immer fortdauert, sang ungemein brav am ersten Abend, wurde aber bald darauf wieder von Heiserkeit befallen, so daß das Wiederansehn der Oper Störungen erlitt. — In diesen Tagen werden wir die „Belagerung von Korinth“ zum ersten Male hören, und dann sollen meine günstigen Leser unverzüglich hören, was wir gehört haben. — Das Schauspiel bot uns wenig Neues. „Christine in Upsala und Fontainebleau“ nach dem Französischen von Voth hat allgemein mißfallen, dennoch hat man uns zwey Wiederholungen geboten, von denen eine das Schicksal der ersten Vorstellung erfuhr, allgemein ausgezischt zu werden, die zweyte jedoch bey so leerem Hause Statt fand, daß an Zischen oder Applaudiren oder sonst Theilnahme gar nicht zu denken war. Lebriun's „Dominique“ unterhält immer noch und wird durch sein Meisterspiel sich lange in der Günst des Publicums erhalten. Man klagt sehr über willkürliches Verdrängen gern gesehener Stücke von dem Repertoire, über das Aufdringen nicht gern gesehener — aber wer kann immer die Hindernisse abwägen, die sich im Innern einer Theaterverwaltung erzeugen, man müßte ganz in das Innere, ja oft in das Innere der Seelen eingeweicht seyn, wollte man ein Wort darüber sprechen. So viel ist indessen gewiß, daß so manches gute Stück ruht, ohne daß ein Grund einseuchte, und daß Christine und manches andere wiederkommt, nicht allein uneingeladen, sondern höflichst verboten — das Publicum weiß nicht warum, und ich bin just so klug wie das Publicum!

---

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.